

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Band: 29 (1958)
Heft: 4
Rubrik: Brief aus der Zelle

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dass die Gerechtigkeit sich nicht auf hohen Zinnen verschanzt, sondern unüberheblich Hände bietet und Hände sucht. Und der Junge fühlt, dass der Lehrer kein Vorurteil hat wie die andern, sondern bemüht ist, Brücken zu schlagen, die aufwärts führen.

Da heult er plötzlich los, urmächtig, hemmungslos. Es sind die entspannenden, erlösenden Tränen, die das Eis brechen und wegschwemmen. Der Lehrer lässt ihm Zeit dazu, dann packt er ihn bei seinem Innersten. «Leuenberger», sagt er, «Sie brauchen Vertrauen, und ich schenke Ihnen mein Vertrauen. Es wird nicht leicht sein, Sie als Weibel unterzubringen. Immerhin, ich werde es versuchen. Wenn Sie es aber missbrauchen sollten, dann schaden Sie nicht bloss sich selber, dann machen Sie auch den einzigen Menschen unmöglich, der Ihnen gutgesinnt ist.»

Und der Junge verspricht in heissem Aufwallen der Dankbarkeit, keine Dummheiten mehr zu machen.

*

Der Kampf im Gemeinderat ist hart. Unsinn, sagen alle andern, einen derart Fehlgeschlagenen gleich noch zum Weibel zu machen. Er würde den ersten besten Augenblick benützen, sich mit klingendem Gemeindegut aus dem Staub zu machen. Tausendfach sind die Bedenken.

Aber der Lehrer stützt sich auf Ueberlegungen, die neu sind im Gemeinderat. «Der Junge verzweifelt an sich selbst. Wir müssen ihm die Selbstachtung wieder geben, ihm eine Aufgabe stellen, ihm eine Verantwortung übertragen, an der er sich bewähren kann. Wir müssen ihm ganz einfach unser Vertrauen schenken, dann haben wir sein Vertrauen, und er wird uns entgegenkommen mit all dem, was er zu bieten hat: dem Beweis, dass er ein anständiger Mensch geworden ist.»

Sie zweifeln hin und her und halten den Lehrer für verrückt. Da er aber nicht nachgibt und um ihn samt seinen menschlichen Gründen loszuwerden, beschliessen sie, den Leuenberger auf die Probe zu stellen. Gestern sind zehntausend Franken eingegangen

für Holz aus dem Gemeindewald; die müsste normalerweise der Weibel auf die Bank tragen. Also Sache seines mutmasslichen Nachfolgers.

Aber Vorsicht ist geboten. Keiner traut dem aus der Zwangserziehungsanstalt Entlassenen. Nach langem Sträuben und weil er sonst nicht durchdringt, willigt der Lehrer in einen demütigenden Kuhhandel ein: gut, der Leuenberger soll das Geld zur Bank tragen, aber nur das vermeintliche Geld; die guten Banknoten gibt man dem Lengacher mit, der Leuenberger aber kriegt einen mit Zeitungspapier gefüllten versiegelten Umschlag. Man wird ja ohnehin weder den Jungen noch das Zeitungspapier wieder sehen.

*

Der Lengacher ist seit acht Uhr morgens mit seinem versiegelten Umschlag unterwegs, eine Stunde später folgt ihm der «Zuchthäusler» mit einem ähnlichen Umschlag, von dem er annehmen muss, er enthalte Geld.

Um Mittag ist der Lengacher noch nicht zurück. Um drei Uhr wird der Gemeindepräsident unruhig; er telefoniert an die Bank, ob der Lengacher noch nicht erschienen sei. Nein, sagt man ihm, aber man hätte ihn um zehn Uhr auf dem Marktplatz gesehen, wie er in ein Mietauto eingestiegen sei.

Grossalarm in Hinterbergwil. In höchster Aufregung wird der Gemeinderat zusammengetrommelt. Alle sind da, nur der Lehrer Zurecht fehlt. Sie wissen nun Bescheid. Sie raufen sich die Haare, sie ohrfeigen sich selbst, sie ... da tritt der Lehrer ein: «Der Leuenberger ist zurück; er hat seinen Umschlag abgegeben.» — Verweifeltes Hohngelächter. Im Umschlag befand sich Zeitungspapier, und das Geld ist weg.

Da legt der Lehrer die Quittung der Bank auf den Tisch. Allgemeine Verständnislosigkeit, aber auch allgemeines Aufatmen. Und der Lehrer sagt ganz schlicht: «Ich habe dem Jungen das Vertrauen entgegengebracht, das ihr ihm entzoget, ihr Dickschädel. Ich fand die Unterschiebung gemein. Und deshalb habe ich auf eigene Verantwortung die beiden Umschläge verwechselt.» sfd.

Brief aus der Zelle

Du hast geschrieben! Liebster, wenn Du wüsstest, wie sehr Deine wenigen Worte auf mich gewirkt haben! Schon allein die Tatsache, einen Brief zu bekommen, war für mich ein Ereignis. Ich bekam Herzklopfen, als beim Postverteilen mein Name fiel. Der Brief war offen. Da ich ihn während der Arbeit erhielt, musste ich zuwarten, bis es Abend war. Verstohlen streichelte ich das Couvert. Deine so wohlbekanntete Schrift war wie ein Gruss. Aber neben der Freude, ein Zeichen von Dir erhalten zu haben, hatte ich Angst. Was würdest Du mir schreiben? Ein liebes Wort oder Vorwürfe? Vielleicht ärgerten Dich meine endlosen Briefe, und Du wolltest keine mehr bekommen. Ich wünschte, sie nie geschrieben zu haben. Aber es konnte ja sein, dass sie nie abgeschickt worden waren. Ich habe nie den Mut gehabt, die Aufseherin zu fragen. Den Herrn Di-

rektor sah ich einmal, als er den Nähsaal inspizierte, aber er sprach nicht einzeln mit den Gefangenen.

Ja, und dann sass ich endlich in der Zelle und getraute mich nicht, den Brief aus dem Umschlag zu nehmen. Als ich es endlich tat, verschlangen meine Augen die ersten Worte. Liebe Barbara! Du, ich danke Dir von Herzen dafür! Seit Wochen hat niemand mehr meinen Namen genannt. Du sagst «liebe Barbara», als wäre ich noch die Frau, die Du liebst. Daran ändert auch der eher knappe Ton Deines Briefes nichts. Ich verstehe schon, dass Du mich fühlen lassen musst, wie sehr ich Dir weh getan habe. Man kann das nicht oft genug betonen. Nicht wahr, Du denkst, ich müsse nun die Strafe erleben, um nachher wieder ein rechter Mensch sein können? Ja, so will ich es glauben und annehmen.

Es geht Dir gut! Gott sei Dank! Und die Kinder gedeihen. Sag, was darf ich darunter verstehen? Vermissten sie mich nicht? Deine Mutter tut sicher alles, dass sie gesund bleiben und froh sein können. Ich frage mich oft, ob sie noch singen und fröhlich spielen wie zuvor. Was für ein Glück, dass sie noch klein sind und nicht wissen, wo ihre Mutter ist! Einmal werden sie es erfahren, aber bis dahin bin ich entlassen und kann ihnen beweisen, dass ich nicht so schlecht bin, wie sie dachten. Dann ist meine Schuld gesühnt, und ich werde ganz neu anfangen. Glaubst Du, die Kinder werden mich verstehen?

Du schreibst nicht, ob Du mich einmal besuchen kommst. Ich habe Dich gebeten, es nicht zu tun. Aber ich sehne mich so nach Dir! Jetzt fürchte ich schon nicht mehr, Du würdest erschrecken bei meinem Anblick. Aber wenn Du nicht kommen willst, so verstehe ich Dich gut. Nur — die Sonntage sind schwer und lang.

Ich habe eine *Bitte*. Könntest Du mir Wolle schicken? Daraus würde ich für Dieter Socken stricken. Deine Mutter weiss schon, was es braucht. Auch Nadeln sollte ich haben und ein Muster. Dieter ist gewiss wieder gewachsen? Wir bekommen zwar oft Strickarbeit mit in die Zelle, weil die Körbe mit den durchlöchernten Socken der Männer nie leer werden. Aber zwischenhinein könnte ich für Dieter stricken, so lange die Abende so hell sind.

Die Zelle ist jetzt im Sommer ein wenig freundlicher. Aus dem Lohn habe ich mir ein *Geranienstößlein* kaufen dürfen. Als ich es bekam, blühte es noch nicht. Aber nach zwei Wochen trieb es Knospen, und jetzt sind die Blüten gross und rot aufgegangen. Kannst Du Dich erinnern, wie sehr ich die selbstgezogenen Blumen im Garten liebte. Nun ist es eine einzige Pflanze, die mir Ersatz ist für alles Blühen eines ganzen Sommers! Ausser dieser Geranie gibt es nämlich keine Blumen im Hause. Wenigstens habe ich keine gesehen. Elsa (das ist ein Mädchen, das wegen liederlichem Lebenswandel hier ist und dauernd schimpft) sagt, der Staat dürfte schon etwas mehr für uns tun. Ein Garten für die Frauen sollte doch da sein. Die Männer können in ihrem Garten schaffen, einige, die sich gut aufführten, hätten sogar eigene Beete, darin sie Gemüse ziehen und Blumen pflanzen dürfen. Ob das gerecht sei, fragt Elsa. Man darf einfach nicht zu viel denken, finde ich. Es wird schwer sein, für alle richtig zu sorgen. Elsa tut manches, das verboten ist. Das weiss offenbar auch die Aufsicht. Sie ist wie das schwarze Schaf unter uns. Dabei behauptet sie, nicht hierher zu gehören, weil das, was sie verbrochen habe, überhaupt nicht strafbar sei, nur gegen die sogenannte Moral verstosse.

Ich wollte doch nicht über Elsa schreiben! Ueberhaupt habe ich mir vorgenommen, mehr von mir selber zu erzählen. Zum Beispiel, wie lang nun die *Abende* in der Zelle sind! Anfangs, im frühen Jahr, dunkelte es schon, wenn wir noch am Nähen waren. Dann brannten die Lichter, und auch in der Zelle war es hell von dem grellen, ungeschützten Licht der Lampe über dem Tischchen. Habe ich Dir schon erzählt, dass wir lesen dürfen? Die Norm ist, bei gutem Verhalten *ein Buch im Monat* zu bekommen. Aber wenn man die Aufsicht bittet, gibt sie einem schon nach zwei Wochen ein neues. Die Anstalt besitzt eine grosse Bibliothek, die

anscheinend sehr eifrig benützt wird. Die Bücher, die man sich wünscht, sind oft nicht zu haben, weil andere sie gerade geliehen haben. Es gibt aber Bücher, die immer frei sind. Jetzt gerade lese ich Stifters «Nachsommer». Die Aufseherin sagt, solche Bücher würden wenig verlangt. Am häufigsten gelesen werden die Reisebücher und Familienromane. Ist das nicht bezeichnend? Gerade das, was mir mit unserm Verhalten verloren haben, zieht uns am meisten an: Freiheit und Familie.

Du denkst wohl, es sei schön, so ungestört lesen zu können? Ja, im Anfang freute ich mich sehr über die Stille, in der ich ein Buch geniessen durfte. Aber dann löscht auf einmal das Licht aus — man kann den Satz nicht beenden und sitzt in der Finsternis. Alles, was eben noch bunt und lebendig war, versinkt in diesem schwarzen Abgrund. Die Freude, die Illusion, die einem das Lesen eines schönen Buches gibt, ist einfach weg. Bleiben tut das Grauen, das Wissen um die tiefste Verlassenheit von allen Menschen. Ich bin schon stundenlang so gesessen: Das Buch im Schoss, die Augen weit offen, als müsse ich auf das Licht warten, das mir so jäh geraubt wurde. Kalt wurden die Füsse, kalt die Hände, das Herz. Und nichts war, das mich hätte trösten können. So allein ist niemand auf der Welt wie die Gefangenen.

Aber ich wollte sagen, dass jetzt, wo draussen Sommer ist, die *Tage unerträglich lang sind*. Wir stehen früher auf, gehen am Mittag länger spazieren und sitzen abends nach dem Essen in der Zelle. Weil das Licht nicht nötig ist, gibt es sozusagen keine Zeiteinteilung. Du glaubst nicht, wie schnell man das Mass für die Zeit verliert! Natürlich dämmert es in der engen Zelle rasch, aber das Zwielflicht bleibt lange. Ich kann nicht einschlafen, solange es nicht dunkel ist. Zu Hause machten wir die Läden zu, hier gibt es nicht einmal einen Vorhang. Und mich müde lesen kann ich nicht, weil die Helle vom Fenster dazu nicht ausreicht. Die Zeit untätig zu verbringen, ist sehr schwer, besonders hier, wo die Gedanken immer im Kreise gehen. Wir haben vergangenen Sonntag einen *Vortrag* hören dürfen. Eine Frau sprach zu uns *über die Schuld*. Sie sagte alles schön und wahr. Aber weisst Du, man merkte doch, dass sie selber keine Ahnung hat vom Alltag hinter den Mauern. Natürlich weiss sie, wie eine Zelle aussieht und was wir tun, aber sie sagte z. B. wörtlich: Die Wohltat der Arbeit wird Ihnen bestimmt über die Schwierigkeiten hinweghelfen. Arbeit ist *das* Heilmittel für Sie.

Ja, so dachte ich auch einmal. Aber es müsste andere Arbeit sein. Wer immer dasselbe tun muss, sieht den Sinn nicht mehr, der dahinter stehen sollte. Manchmal empfinde ich die Arbeit wie einen Fluch. Das hätte ich der Referentin sagen mögen. Aber es war nicht erlaubt, mit ihr zu reden. So blieben ihre gescheiterten Worte ohne Echo. Es ist schade.

Deine Worte bleiben mir: Liebe Barbara. Schöneres gibt es nicht. Ich danke Dir herzlich. Und ich bitte Dich, die Kinder zu grüssen, wenn Du es für richtig hältst. Ich habe Dich sehr lieb, und ich möchte bei Dir sein. Doch erst, wenn das Unrecht getilgt ist. Jetzt müsste ich die Last schleppen, die ich mir aufgeladen habe an jenem unseligen Tage. Ach, wie arm bin ich! Ob Du mir die Wolle schicken wirst?

Deine Barbara.